

SONNNTAG



GANZ NAH Die schönsten Parks und Schlossgärten im Umland – Seite 7

GANS EINFACH Hier bekommen Sie den Braten to go – Seite 5

SONNTAG, 8. NOVEMBER 2017 / NR. 24 355

WWW.TAGESSPIEGEL.DE/SONNTAG

SEITE 51

Leinwände braucht sie nicht. Sie malt auf Möbel, Stoffe und Ruinen. Künstlerin Katharina Grosse über die Farben ihrer Jugend, Internetsucht und pinkelnde Fußballfans

INTERVIEW: SUSANNE KIPPENBERGER UND ULF LIPPITZ
FOTO: MIKE WOLFF

Frau Grosse, zurzeit wäre im Hamburger Bahnhof Ihre Installation „It Wasn't Us“ zu sehen. Ein Styrporgelbige, riesige, vielfarbige Flächen, die sich von drinnen nach draußen ergießen – ein großer Publikumsverfolg. Nun ist das Haus wie alle anderen Museen geschlossen – diese wurden als Freizeiteinrichtungen klassifiziert. Was bedeutet das für Sie?

Wenn wir eine solche Kategorisierung jetzt akzeptieren, beschuldigen wir stillschweigend die Rolle, die diese Wissensinstanzen für unser Gemeinwesen haben. Wir aktualisieren dort immer wieder unser Selbstverständnis: Woher kommen wir, was machen wir gerade, was sind die Möglichkeiten? Das ist keine Freizeitbeschäftigung.

Nach dem ersten Lockdown schienen die Leute Ihre Ausstellung wie einen Befreiungsschlag erlebt zu haben. Hat Sie die Resonanz überwältigt?

Ich finde es toll, dass sich ganz unterschiedliche Menschen die Arbeit anschauen und in diese Bildlichkeit hineinfräsen. Dass sie nicht nur sagen: Ist ja schön.

„Schön“ – ein Schimpfwort für Sie?

Nein, eine Arbeit muss attraktiv sein. Aber das größte Kapital ist die Vorstellungskraft. Andere Leute haben gar keine Zeit dafür, immer neue Wege zu ersinnen. Das fällt uns Künstlern zu.

Im und um den Hamburger Bahnhof treten die Besucher auf Ihre Bemalungen. Wollen Sie nichts mehr zu tun haben mit dem traditionellen Bild?

Ich arbeite gerade wieder an Gemälden auf Leinwand. Aber Malen kann man auf allen Oberflächen, so wie man überall schwimmen kann, im Pool, im Fluss, im Meer. Es ist nur eine andere Skalierung der Erfahrung.

Was viele Zuschauer bewundern: wie Sie mit kräftigen Farben malen.

Die Farbe ist mein Zentrum.

Mögen Sie das Adjektiv „bunt“?
Das klingt unklar. Bei mir sind die Farben miteinander verwirrt – wie eine Stromleitung. Mich interessiert die Vehemenz des gleichzeitigen Auftretens, nicht das klar austarierte Gelb oder Blau.

Und dann verschwindet das Ganze wieder.

50 Prozent meiner Malerei finden in großen Ausstellungen statt und entziehen sich dem Handel. Bei dieser Schau, „It Wasn't Us“ wurden die Kosten übernommen. Aber ich kann das signifikante Gebilde aus dem Hamburger Bahnhof nicht in irgendeiner Hütte lagern, das ist aus Styrpor, sehr fragil.

Die Zerbrechlichkeit der temporären Arbeiten ist ein zentraler Aspekt.

Macht Sie das Flüchtige traurig?

Darin liegt eine große Schönheit. In der Gegenwart erlöschen, würde ich es nennen. Das Denken ist doch genauso flüchtig. Das Malen ist meine Möglichkeit, davon etwas zu erhaschen. Sie haben schon als Kind orangefarbene Hosen und gelbe Shirts getragen.

Das habe ich total geliebt! Ich kann mich an eine blousonartige Popeljacke erinnern, außen gelb, innen blau, die hatte goldene Knöpfe und einen Stehkragen. Ich fühle mich super darin. Und dazu eine himbeerfarbene Cordhose. Großartig!

Denken Sie an Ihre Kindheit in Farben?

Nö, ich denke an ein Ruhegebiet, das sich neu erfindet. Uns überall, Straßen mit 30 Kindern in der Hand, von drei Jahren bis 15, immer unterwegs zusammen, Straßenfußball am Stadtrand, im Blindstollen. Mütter, die Kinder verzweifelt suchen. Ich hatte gern Ideen, die nicht richtig funktionierten.

Zum Beispiel?

Einmal haben wir im Wald gespielt und ich schlug vor, von den jungen Bäumen die Rinde zu schälen und daraus eine riesige Hänematte zu bauen. Nach zwei Stunden kam einer der Jungs zu mir und fragte: Weißt du eigentlich, wie das geht? Ich hatte keinen Dunst, hatte irgendwo das Wort Hänematte aufgeschnappt, dass man sie flechten kann, aber mehr wusste ich nicht. Das war ein gutes Gegengewicht zur Schulerziehung.

War Ihnen der Unterricht zu langweilig?

Ich lerne gerne, liebe es, von Dingen zu hören, die meine Fantasie anregen. Beim Sprachenlernen habe ich mich in Kulturen hineinversetzt. Ich kam ja aus einer schroffen und grisseligen Welt, mit Koble, Stahl und Autos. Wenn man dann in der



„Ich hatte eine Egal-Begabung“

KATHARINA GROSSE, 59, zählt zu den international erfolgreichsten und vielseitigsten Künstlerinnen ihrer Generation. Sie arbeitet oft raumgreifend und nutzt nicht nur Leinwände, um zu malen – auch Möbel, Stoffe, Treppenhäuser und Ruinen nimmt sie als Untergrund. Für die Siemens-Kantine hat sie eine riesige Wandarbeit gemacht. Bekannt ist Grosse für ihre kräftigen, explosiven Farben, das Arbeiten mit der Spritzpistole und das Überschreiten von Grenzen. Anfang des Jahres gestaltete sie eine ganze Ausgabe der „Vogue“ unter der Überschrift „Imagine: Wir machen das“, immer wieder legt sie Musik auf. Die Tochter einer Künstlerin und eines Germanistikprofessors wuchs in Bochum auf, ihre Ausstellung „It Wasn't Us“ ist noch bis zum 10. Januar 2021 im Hamburger Bahnhof zu sehen – sobald die Museen wieder öffnen dürfen. Am Eingang steht eine lange Liste von Mitarbeitern des Projekts, darunter ihr Bruder, ein Ingenieur. Die hochgewachsene Künstlerin, auch „Katharina die Große“ genannt, arbeitet ähnlich wie beim Fußball, an dem sie unter anderem bewundert, „dass auf einem Feld verschiedene Fähigkeiten nützlich sind und dadurch arbeitsteilig gedacht wird“. Sie lebt in einem ehemaligen Konsum in Berlin-Friedrichshagen und in Neuseeland.

Schule Latein lernt, von Weintrauben hört und dass da lange die Sonne scheint, auch Bilder von Ruinen sieht – das war eine Fantasiewelt für mich.

Wie wurden Sie dem in Kunstunterricht beurteilt?
Ich war überzeugt von meiner Arbeit und erschüttert, wenn man die Begeisterung darüber nicht teilte. Doch die Noten hatten keine Bedeutung, weil ich nie daran dachte, Malerei zu studieren.

Und was hat Sie dann darauf gebracht?

Nach der Schule wusste ich nicht, was ich machen sollte. Ich hatte eine Egal-Begabung, konnte viele Sachen ganz gut, aber nichts richtig umwerfend. Dann hat meine Mutter, die selbst Künstlerin ist, ein kleines Aquarell bei mir auf dem Schreibtisch gesehen, ein abgemaltes Schwarzweiß-Bild aus der Zeitung. Da sagte sie: Komm doch mal zu diesem Workshop nach Norddeutschland mit. Dort habe ich jeden Tag ein neues Bild gemalt, das war für mich die totale Entdeckung. Der Lehrer setzte mich am ersten Tag in einen Straßengraben und sagte: Jetzt mal die Weide da, ich hole dich später ab. Abends guckte er sich mein Bild an und sagte, den Baum hinter dir hättest du auch mit malen können. Wow, dachte ich, selbst was ich nicht sehe, kann ich malen! Plötzlich war da eine neue Form des Denkens für mich.

Sie bezeichnen sich als Malerin, aber den Pinsel haben Sie schon längst weggelegt.

Mit 37 habe ich angefangen zu sprayen. Das erste Mal fand ich es total blöd, mit der Maske – aber unheimlich interessant, wie die Farbe auf der Oberfläche landet. Man kann, anders als mit dem Pinsel, in eine schon vorhandene Farbe reingehen, ohne sie mit der neuen zu verschmieren.

Bei so einem Projekt wie dem im Hamburger Bahnhof stehen Sie sechs Stunden lang, die Spritzpistole in der Hand. Welche Berufskrankheiten hat man da?

Steifen Hals, steife rechte Schulter und Schultergürtel. Ich bewege mich mit der Pistole, die sehr schweren Drei-Meter-Lanze, das braucht ein bisschen Stamina, Kondition. Das Arbeiten ist sehr körperlich. Ich muss ja überlegen, wie ich eine Bewegung in der Dimension groß denken kann, das ist nachher selbstverständlich aussieht, so als ob da einer einfach einen Krinkel gemacht hat.

Sie sind bekannt als Fußballfan. Ist es da auch das Körperliche, das Sie reizt?

Ich liebe am Feldspiel das Zusammenspiel, die Vorrausnahme von Bewegungen und das telepathische Vertrauen. Ich kann dort beobachten, wie die Spieler in Entfernungen denken und den Raum ausdehnen. Das gefällt mir an meiner eigenen Arbeit: dass ich mit der Spritzpistole wie mit meinen Augen die Distanz zu dem Ort, an dem ich sein möchte, überbrücken kann. Ich gucke da hin – und bin dann auch dort. Diese Erweiterung des Körpers! Meine Eltern haben mich früh zu Pina Bausch nach Wuppertal mitgenommen. Wenn sie sich drehte und mit ihren Haaren hin und her schwang, zeigten diese überallhin, Wasser wurde in die Luft geschmissen, der gesamte Raum aktiviert. Das hat mich sehr inspiriert.

Gehen Sie ins Stadion?

Ganz selten. Ich komme nicht so klar mit den vielen Menschen. Dieses massenhafte Pinkeln vor dem Stadion finde ich unangenehm.

Sie gucken dann dahinter?

Oder in der Kneipe. Zu Hause sehe ich mir Szenen unendlich oft an, um etwas zu lernen. Mir fällt es leichter, über eine Technik in einem anderen als meinem eigenen Gebiet nachzudenken. Zum Beispiel habe ich letzte Woche so einen Splen entwickelt: Auf Youtube habe ich gesehen, wie ältere Opernsängerinnen an der Carnegie Hall junge Leute unterrichten. Wie unerlässlich die ihre Schüler in diesen Masterclasses unterbrochen haben,

wenn etwas nicht stimmte, wie sie über das Atmen und das Taktsmaß sprechen, über die Fähigkeit, Ton und Körper zu platzieren!

Haben Sie teilgenommen?

Nein, ich würde aber gern singen können. Menschliche Stimmen fand ich schon immer toll. Am Operngesang fasziniert mich, dass er unendlich modular ist, fast wie ein elektronischer Sound.

Fanden Sie die Opernaufführungen als Kind nicht ewig lang?

Es gab ja Würstchenpausen zwischendurch. Bei manchen Inszenierungen habe ich mich unlangweilig, andere haben mich gefesselt. Wenn Singschlock sich ein Pfund Fleisch aus seiner Brust rauschneidet, da denkt man als Neunjähriger: Boah, macht der das jetzt wirklich! Aber so richtig habe ich die Oper diese gesteigerte Emotionalität, erst später lieben gelernt. Auch die Fähigkeit, verschiedene Zeitebenen übereinanderzuschrauben: eine Erzählung aus der Antike, vertont im 19. Jahrhundert, aufgeführt im 21. Jahrhundert, mit Klammern aus dem 20. Das finde ich toll. Wie eine Linse, mit der man aus großer Entfernung auf die Welt guckt.

Hören Sie Musik im Atelier?
Nein. Gerade weil ich so gern und intensiv Musik höre, lasse ich sie beim Arbeiten aus. Es lenkt mich ab.

Malt es sich im Museum, wie jetzt im Hamburger Bahnhof anders als im Atelier?
Es ist viel ungestörter. Ich bin nur da, um diese eine Arbeit zu machen, alles andere fällt weg. Das bringt eine unheimliche Konzentration mit sich.

Sie haben drei Ateliers und das Büro, in dem wir sitzen, mit acht Festangestellten und einem Pool von Künstlern, die für Sie immer mal wieder arbeiten.

Ich brauche beides, die Resonanz, den ständigen Austausch mit anderen Leuten – und das zurückerzogene Alleinsein. Jedes Jahr fahre ich für drei Monate nach Neuseeland.

Wie sind Sie denn da gelandet?

2000 hatte mich die Kunsthochschule in Auckland mit einem Stipendienprogramm eingeladen. Dort habe ich auch meine Neumaten kennengelernt. Ich fühle mich sehr zu Hause dort.

Und die Arbeit in Neuseeland, wie sieht die aus?

Das kleine Atelier liegt auf einer Klippe an der Küste, dem Wind und Wetter ausgesetzt, der Busch ist unheimlich dicht und vielfältig und sieht jeden Tag anders aus. Total irre. Es ist eigentlich genauso anregend wie wenn man in Manhattan ist. Die Atmosphäre, das Licht ändert sich ständig. Dort am Meer, in der Abgeschiedenheit, hat man dieses Gefühl von Entrücktheit. Die See an der Westküste ist stürmisch und sehr gefährlich, deshalb gibt es da überhaupt keinen internationalen Schiffsverkehr. Sie sehen keinen Tanker, kein Nichts, nur mal ein kleines Bötchen oder die Küstenwache.

Netflix kommt als Zeitertreiber dort für Sie nicht infrage...

Da guck ich alles! Auf dem Netflix! Genau in dem Moment, als der erste Lockdown kam. Weil ich bildersüchtig bin. Den Fernsehapparat habe ich schon früher verbannt.

Bildersucht bei einer Künstlerin – das klingt nach einer schweren Krankheit. Sie können ja gar nicht trocken werden, brauchen die Bilder.

Es ist schwierig. Ich ziehe ja auch viele Informationen aus dem Internet. Aber das Problem ist, sobald ich das Handy in die Hand nehme, mache ich dann noch eine halbe Stunde anderes Zeug. Mein Energiehaushalt leidet unheimlich durch die Bildschirmberührung. Ich hab mir jetzt Zeiten am Handy eingerichtet: Fünf Minuten für die einzelnen Sachen. Nur fotografieren, telefonieren und Nachrichten empfangen darf ich unendlich.

Was machen Sie dann auf dem Langstreckenflug?

Da guck ich alles! Auch so absurdes Zeug wie die „Avengers“. Ich bedauere sogar, dass ich schlafen muss. Manchmal bin ich beim sechsten Film und frage mich ernsthaft: Was war eigentlich der erste?

Beide Länder, Neuseeland und Deutschland, sind von einer Frau geführt. Wie sieht es in der Kunstwelt aus, wie männlich geprägt ist die noch?

Das ist genauso wie in der jeweiligen Gesellschaft. Die deutsche ist viel, viel konservativer – in Neuseeland, auch in Amerika, erlebe ich eine größere Offenheit, ein Zutreten und Anerkennen der Leistung von Frauen. Deren im deutschen Grundgesetz verbrieften Rechte sind bis heute nicht umgesetzt. Das ist bitter in einer so reichen, entwickelten Gesellschaft wie unserer. Und nie werden die Männer gefragt: Wie ist es denn für dich als Mann?

Ich bin eigentlich klar, wie privilegiert du bist? Immer werden wir gefragt, wie es ist als Frau, und müssen dann sagen, dass wir benachteiligt sind. Es ist falsch, so darüber zu reden.

Gibt es in der Kunstwelt noch einen großen Preisdurst?

Klar. Und Frauen werden weniger gesammelt, auch in Museen.

Sie malen mit großer Geste, haben Sie das Gefühl,

ich habe überhaupt keine Angst vor dem, was mir alles zur Verfügung steht, habe schon immer das Gefühl, ich mache jetzt das Beste draus. Das geht – ach, das geht auch? Selbst wenn ich's noch nie ausprobiert habe. Aus der Fantasie heraus zu handeln, das ist mir unheimlich vertraut.